

## Einleitung: Der Staat und ich

**W**er sich – wie wir – seit dem Kindergartenalter über die Zwänge ärgert, die die Zuschreibungen von Weiblichkeit und Männlichkeit mit sich bringen, und speziell darüber, dass Frauen immer wieder als prädestiniert für die Sorge um Kleine, Alte und Männer gelten, staunt nicht schlecht, plötzlich Schützenhilfe von unerwarteter Seite zu bekommen: dem deutschen Staat.<sup>1</sup>

Da sprechen nicht nur Familienministerinnen von partnerschaftlicher Arbeitsteilung zu Hause, davon, dass Frauen finanziell unabhängig von ihren Gatten sein müssten und dass Familienfreundlichkeit auch in der Bundeswehr nötig sei; da entscheidet sich sogar die ganze Regierung für eine Frauenquote in Aufsichtsräten. Nicht dass uns je eine solche Stelle angeboten worden wäre, auch zum Militär zog uns nie etwas hin. Man kann sich aber nicht genug darüber wundern, dass auch Politiker, die doch ihren Posten nicht zuletzt ihrer sozialen Position als Mann verdanken und sicherlich auch ihrem Geschick, einen Haufen ambitionierter Frauen aus ihrer Laufbahn getreten zu haben, sich auf einmal um ein fortschrittliches Verhältnis der Geschlechter zueinander kümmern.<sup>2</sup>

Gewöhnt daran, die Politik der letzten Jahrzehnte als »neoliberal« zu begreifen, stutzen wir. Es stimmt zwar: Schaut man sich die Höhe der zu erwartenden gesetzlichen Rente an oder die Schnelligkeit, mit der Patienten aus den Krankenhäusern entlassen werden, so kann man durchaus zu dem Schluss kommen, dass ein Teil der Re-

produktionskosten, die vorher staatlich finanziert wurden, nun auf Privatpersonen abgewälzt werden. Angesichts der Reformen im Bereich der Familienpolitik, die in den letzten zehn Jahren angeschoben wurden, ist es jedoch unsinnig, dem Staat vorzuwerfen, er schiebe die gesellschaftliche Verantwortung für Mütter, Väter und Kinder ins Private ab. Man kann dem Staat nicht einmal anlasten, durch die jüngsten Reformen eine reine Sparpolitik zu betreiben, die die Finanzierung von Erziehungs- und Pflegeaufgaben mehr als zuvor den Einzelnen aufbürde. Im Gegenteil: In den Ausbau der Kinderbetreuung und ins ElterngeldPlus wird viel Geld investiert.

Wenn weibliche Unabhängigkeit und Autonomie gelobt werden, ist es allerdings ratsam, genauer zu schauen, was denn damit gemeint ist. Bei so viel Zuwendung vonseiten des Staates, dem man noch nie zutraute, individuelles Glück oder auch nur Wohlbefinden im Fokus seiner Bemühungen zu haben, scheint ein bisschen Misstrauen nicht verkehrt. Wie soll es denn aussehen, mein reformiertes Leben als Frau oder Mann?

Das gezeichnete Bild für die Altersgruppe von 20 bis 50 Jahren ist ernüchternd. Ohne Kinder: Ich arbeite oder suche hoch qualifiziert und hoch motiviert nach Arbeit und möchte bald eine Familie gründen. Mit Kindern: eine Familie, zwei »vollzeitnahe« Stellen, zwei, vielleicht sogar drei gut geförderte Kinder. Oder alleinerziehend: zur Arbeit hetzen und zurück und sich irgendwie noch engagiert um die Kinder kümmern. Morgens Vorstandssitzung, abends ein Stündchen Quality Time mit den Kleinen.

Vielleicht haben wir doch nicht die gleichen Vorstellungen von Emanzipation, der Staat und ich. Rund um

die Uhr oder aber flexibel und jederzeit abrufbereit zu arbeiten und die Kinder und vielleicht noch die alte, pflegebedürftige Mutter irgendwie dazwischenzuquetschen, war unseres Wissens noch nie erklärtes Ziel einer Frauenbewegung, und wir kennen auch heute eigentlich keine, die sich das wünscht. Vielleicht sollte man auf den Staat als solidarischen Genossen der Frauenemanzipation doch lieber nicht bauen.<sup>3</sup> Die Hoffnung, dass ausgerechnet mit dem Staat den Widrigkeiten einer kapitalistischen Gesellschaft zu trotzen sei, wirkt angesichts der realisierten Reformen albern.

Selbstverständlich: Ohne eigenes Einkommen ist es nach wie vor schwierig, sich von nicht mehr geliebten Partnern zu trennen oder erst gar nicht als Paar zusammenzuleben. Man kann nur jeder, die nicht großzügig geerbt oder im Lotto gewonnen hat, raten, eine Ausbildung und eine nicht allzu anstrengende, halbwegs ausreichend bezahlte Lohnarbeit anzustreben. Die Gefahr, dauerhaft als Hausfrau daheim zu versauern, ist nicht mehr so groß, auch wenn man mit seinem Partner zusammenbleibt. In den meisten Fällen reicht ein einziges Einkommen gar nicht mehr für eine Familie. Die meisten Frauen und Mütter arbeiten, sei es in öden und schlecht bezahlten Jobs, sei es in weniger scheußlichen. Hat man keinerlei Aussichten auf eine bezahlte Stelle, sorgt das Jobcenter für »Beschäftigung«.

Die Versprechen aber, die die vollständige Einbeziehung der Frauen in den Arbeitsmarkt begleiteten und die einen Teil der Frauenbewegung zur Forderung nach dieser Einbeziehung veranlassten – nämlich zum einen eine vom Gatten unabhängige materielle Absicherung

von Frauen und ihren Kindern und zum anderen die Entbindung von der ausschließlichen Verantwortung für die Befriedigung der Bedürfnisse von Kindern, Eltern und Ehegatten –, wurden nicht eingelöst. Nach wie vor ist das Einkommen von Frauen geringer und unsicherer als das von Männern, nach wie vor sind hauptsächlich Frauen für Kinder und Pflegebedürftige verantwortlich.

Dabei geht die Selbstverständlichkeit, mit der von Frauen mittlerweile erwartet wird, sich nach der Geburt eines Kindes schnellstmöglich eine Lohnarbeit zu suchen, einher mit der verbreiteten Überzeugung, dass die ausschließliche Konzentration der Mutter auf ihr Kind von der Zeugung bis in die ersten Lebensjahre für dessen Wohlbefinden und zukünftigen gesellschaftlichen Erfolg unerlässlich sei; eine Haltung, die permanente Verfügbarkeit voraussetzt und der man sich schlecht entziehen kann, ohne vor anderen und vor sich selbst als Rabenmutter dazustehen. Wie soll man da noch arbeiten gehen? Nicht zu arbeiten geht aber auch nicht.

In den folgenden vier Kapiteln wollen wir also der Frage nachgehen, wie und warum es zu dieser widersprüchlichen Situation gekommen ist, in der Eltern, nach wie vor primär Mütter, eigentlich nur alles falsch machen können.

### **Zur Verwendung der Begriffe »Männer« und »Frauen«, »Mütter« und »Väter«**

Wenn wir gelegentlich von »Vater-Mutter-Kind-Konstellation« sprechen, liegt das nicht daran, dass wir diese als einzig mögliche, biologisch unabdingbare oder sogar moralisch höherwertige Form der Elternschaft beurteilen.

Genauso wenig sind wir der Ansicht, dass die Identifizierung als »Mann« oder »Frau« geeignet wäre, sich selbst und andere halbwegs differenziert wahrzunehmen. Vielmehr meinen wir, dass damit die Möglichkeiten individuellen Handelns extrem einschränkt werden.

Unsere Quellen, unter anderem Gesetze, Stillbroschüren, Blogs und Statistiken, setzen die Begriffe »Männer« und »Frauen«, »Mütter« und »Väter« jedoch meistens voraus. Wenn wir diese Begriffe übernehmen, wollen wir damit nicht ihre Tauglichkeit unterstreichen, sondern weisen vielmehr darauf hin, dass, wer eine Geburtsurkunde ausstellen lässt oder Elterngeld beantragt, um eine Identität als Mann/Vater oder Frau/Mutter bislang nicht herunkommt.

Aus diesem Grund haben wir uns auch gegen die Schreibweise mit dem Unterstrich entschieden (sind also keine Autor\_innen). Wir setzen uns mit dem Mainstream auseinander. Die Verwendung des Unterstrichs wäre unserer Einschätzung nach in diesem Kontext euphemistisch, da wir damit behaupteten, die Wahl zwischen vielen verschiedenen verlockenden Möglichkeiten geschlechtlicher Identität zu haben. Die sehen wir nicht.

Einleitung aus:

Lilly Lent / Andrea Trumann:

**Kritik des Staatsfeminismus.** Kinder, Küche, Kapitalismus

ISBN 978-3-86505-724-2

© 2015 Bertz + Fischer Verlag / [www.bertz-fischer.de](http://www.bertz-fischer.de)